Nr. 33 — Leipzig, den 18. August — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Vom Glück 3 — Die Religionen der Erde und das Christentum: 1. Religion; 2. Die Religionen; 3. Das Christentum — Der internationale Pariser Arbeiterkongreß — Der „offne Brief" des Pfarrers Thümmel an den Erzbischof Krementz Vom Rhein — Innre Mission und Soziales: Jahrbuch der Berliner Stadtmission I; Andachtsbuch für Seeleute; Wie kann für die Wanderbevölkerung in unsern Großstädten gesorgt werden?

Vom Glück

3

Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebet es auch.
Matth. 10, 8

Mit demütig dankbarem Herzen nimm dein Glück hin als unverdientes Gottesgeschenk. Denn was hast du, das du nicht empfangen hast? Das ergab sich uns als kurze und klare Anweisung für den Christen, wenn er nicht sich zum Schaden, sondern zum Segen irdische Güter, irdisches Glück genießen will. Kannst du das nicht, so laß das vermeintliche Glück fahren. Es birgt irgendwo — du kennst vielleicht nicht Ort und Ursache — eine Gefahr und möchte dir zum Unglück ausschlagen.

Aber kannst du von Herzen dafür danken, dann darfst du auch das Haupt erheben, dich freuen, genießen und dabei gewiß sein, daß Gott vom Himmel selbst sein Wohlgefallen an dir und deiner Freude hat. Nur daß du eins dabei nicht vergissest: Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebet es auch.

So sagte unser Herr zu den Jüngern, als er sie das erste Mal unter die Menschen sandte. Er versteht da unter dem, was sie umsonst empfangen haben und nun umsonst austeilen sollen, zuerst die Predigt vom Himmelreiche, dann die Wunderkräfte: Kranke zu heilen, Tote zu erwecken, Teufel auszutreiben.

Das Wort ist uns gesagt von allen Kräften und Gaben, die wir haben. Von den irdischen, leiblichen auch. Es giebt schlechthin nichts, das du für dich behalten dürftest. Warum nicht? Weil du nichts aus eigner Kraft erworben, sondern alles umsonst empfangen hast. Nichts aus eigner Kraft? Auch was du eigne Kraft nennst, hast du von Gott empfangen.

Hier scheidet sich wieder der Weg des Christen von dem vieler edeln und rechtschaffnen Menschen sonst. Dieser unendliche Anspruch, diese unermeßliche Schuldforderung Gottes an sein Geschöpf will ihnen nicht in den Sinn, alles nur als von ihm uns umsonst gegebnes, ja als nur geliehenes und anvertrautes Gut anzusehen und in dem Sinne damit zu wirtschaften. Sie entziehen sich dieser Verpflichtung und wirtschaften nach eignem Gefallen. Aber hier hilft kein Fliehen und Sichverstecken. Haushalter sollen wir sein, treue, auch über unser irdisches Glück.

Nun sind die Güter, worin Menschen auf Erden ihr Glück finden, so mannichfaltig, daß wir nur an Beispielen unsern Grundsatz erproben können. Besitz, Vermögen, Reichtum — ohne Zweifel irdisch-menschlich angesehen ein Gut. Es fragt sich nur, wie wirs christlich uns aneignen und heiligen. Durch demütigen Empfang, so sahen wir, aber nun weiter durch rechten Brauch. Von dem frommen Israeliten forderte das Gesetz den Zehnten; damit erkaufte er gewissermaßen von seinem Gott Recht und Freiheit, den übrigen Besitz für sich selbst zu verwenden. Die Zehntenabgabe ist in der Christengemeinde aufgegeben, sie hat für Christen keinen Sinn. Wie das? Weil ein Christ schuldig ist, seinen ganzen Besitz abzugeben. Verkaufe alles, was du hast und gieb es den Armen: das ist gewiß wörtlich verstanden eine im besondern Falle seelsorgerlich begründete Forderung gewesen (Luk. 18, 22). Aber daß der reiche Christ rein nichts als sein Eigentum anzusehen hat, mit dem er frei schalten könnte, sondern alles als Gottes Eigentum, davon er seinen Nächsten soll mitgenießen lassen, versteht sich von selbst. Er soll gar nicht alles zu Almosen verwenden: die moderne Wohlthätigkeit mag mit Grund von Almosen am liebsten gar nichts wissen. Aber von seinem Reichtum wollen und sollen mitleben alle, die durch Bande des Blutes, durch Nachbarschaft, Beruf und besondre Hilfsbedürftigkeit auf ihn angewiesen sind, und der glückliche Reiche soll die Liebe, den gemeinnützigen Sinn, den weiten Blick und die offne Hand dafür haben, nicht nach einem Zehn- oder Tausendteil seine Aus- und Abgabe bemessend, sondern mit seinem ganzen Leben, Haben, Können sich einsetzend. Man hat mit Recht gegen den Satz Einwendung erhoben, daß es, wenn alle Leute Christen wären, keine soziale Frage gäbe. Aber das ist doch richtig, daß daran die Lösung unsers wirtschaftlichen Notstandes krankt, daß die vom Glück Begünstigten die opferfreudige Liebe, den Sinn für ihre Verantwortung und Schuld nicht haben, die zur Herbeiführung eines andern Zustandes erstes Erfordernis ist. Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebet es auch.

Ganz andre Art hat die innre Herzensfreude, die Gott aus unübersehbar mannichfaltigen Anlässen flüchtiger oder dauernder uns beschert. Sollen wir die immer gleich weitergeben? Können wir das? Sind wir nicht berechtigt, das Beste für uns zu behalten?

Da muß man vor allen Dingen feststellen, daß es ganz Temperaments- und Charaktersache ist, in welchem Maße ein Menschenherz seine Freude, sein innres Glück andern mitteilen kann. Aber auch das verschlossenste Gemüt soll in Erfahrung empfangnen Glücks den Trieb in sich spüren und hegen, andre zu beglücken. Um die Weitergabe der empfangnen Gabe selbst kann es sich in den meisten Fällen gar nicht handeln; es wird nur darauf ankommen, die Stimmung des Herzens in die Umgebung irgendwie ausklingen zu lassen, den gefundnen Schatz in eine Münze umzuprägen, die für andre auch Wert hat. Ich denke hier z. B. an den ästhetischen Genuß, an die Freude einer wissenschaftlichen Entdeckung für den Gelehrten. Und wenn es so oft im Leben vorkommt, daß Freude und Glück des einen Schmerzen und Verlust für den andern mit sich bringt, nicht

durch Schuld, sondern durch eine unvermeidliche Verwicklung der Lebensbeziehungen (es sei nur an Mark. 10, 7 erinnert), so muß eben der Glückliche dafür sorgen, daß der Verlust klar und deutlich nur durch die äußern Umstände, durch Gesetz und Schickung verursacht bleibt, seine eigne Gesinnung aber kein Schein lieblosen Versagens trifft. Nichts ist unchristlicher, als wenn Freude und Glück das Herz enger machen, den Sinn selbstsüchtiger, das Verhalten unfreundlicher und rücksichtsloser. Man hat eben auch hier wieder einen Prüfstein: Glück, das engherzig und eigenwillig macht, ist kein Glück, kein reines, gottgeschenktes Glück; Freude, demütig dankbar hingenommen, muß liebenswürdiger machen; der wirklich Glückliche muß beglücken. Wahres Glück hat eine offne Thür, da dürfen viele eingehen und sich mit freuen.

Dabei rechnet es nicht auf Dank: darin ist es sich selbst genug. Es hat ja umsonst empfangen, darum giebt es umsonst. Aber der Dank, der nicht begehrte, wird eben darum nicht ausbleiben; vielmehr wird sich die Verheißung bewähren: Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euern Schoß geben; denn eben mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen (Luk. 6, 38). R

Die Religionen der Erde und das Christentum

Uebersicht: 1. Religion; 2. Die Religionen; 3. Das Christentum

Im Jahre 1870 wurde in Kalkutta von einem Mitgliede der Adi-Samaj (der alten Kirche) eine Vorlesung „Ueber die Vorzüge des Hinduismus vor allen andern Religionen" gehalten, deren Inhalt durch Zeitungsreferat auch in Europa bekannt geworden ist. Im Jahre 1873 ist in Japan unter dem Titel „Bemmo oder des Irrtums Darlegung" von einem hervorragenden japanischen Gelehrten eine Abhandlung gegen den Christenglauben erschienen, die nach Versicherung des Uebersetzers unter den denkenden Japanern weite Verbreitung gefunden hat. Im Jahre 1878 hat ein Hindu in Leipzig vor zahlreicher Zuhörerschaft und nicht ohne Beifall einen Vortrag über „Buddhismus und Christentum" gehalten und in ihm die Uebereinstimmung der uralten buddhistischen Religion mit den Resultaten der modernen Naturwissenschaft und mit Grundanschauungen eines Spinoza, Fichte und Kant gefeiert, den veredelnden Einfluß des Buddhismus auf die Menschenrassen betont und unter Berufung auf Christi Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" die Lehre Sakya-Munis als die höchste und erhabenste Religion gepriesen und angepriesen — inmitten der christlichen Welt. Im Jahre 1880 gab der Präsident der theosophischen Gesellschaft auf Ceylon, Olcott, einen buddhistischen Katechismus in singhalesischer Sprache heraus, auch mit polemischen Bemerkungen gegen das Christentum. In der Vorrede zum vierzehnten Tausend vom Jahre 1882 kann der Verfasser feststellen, daß sein Werk allgemein günstige Aufnahme gefunden habe, auch in nichtbuddhistischen Kreisen. Die erste deutsche Ausgabe dieser außer- und widerchristlichen Kinderlehre liegt bereits im siebenundzwanzigsten Tausend vor. Dieser unerwartete Erfolg hat einen Buddhisten namens Subhâdra Bickshu veranlaßt, im vorigen Jahre noch einen buddhistischen Katechismus „für das gereifte Verständnis erwachsner Leser" in deutscher Sprache erscheinen zu lassen, nach dem Schlußsatze seines Vorworts in der zuversichtlichen Absicht, so „das Licht der welterleuchtenden Wahrheit, das aus dem fernen Osten, woher ja alles Licht stamme, jetzt seine Strahlen in das westliche Abendland hinübersende, siegreich ausbreiten zu helfen zum Wohle, zum Heile, zur Erlösung für jedermann."

Das sind Thatsachen der jüngsten Vergangenheit. Sie reden eine deutliche Sprache. Der Fehdehandschuh ist den Anhängern des Christentums von Bekennern heidnischer Religionen hingeworfen. Sollen und können wir ihn aufheben? Wir würden uns dazu nicht veranlaßt zu fühlen brauchen, wenn nicht die Religionsstatistik lehrte, daß diejenigen Religionen, in deren Namen solche herausfordernde Angriffe geschehen, ihre Bekenner nach Hunderten von Millionen zählen, ziemlich die Hälfte der

Menschheit beherrschen, und wenn wir es nicht hinlänglich erführen, daß diese Religionen genug Bewundrer auch innerhalb der Christenheit und in Europa haben. Erst ganz jüngst, im März dieses Jahres, hat der lauteste Gegner des Christentums, Ludwig Büchner, in der „Deutschen Revue" eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, in denen „eine Wiederbelebung der reinen buddhistischen Lehre an der Hand der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Neuzeit allen denjenigen" empfohlen wird, „welche unter den beiden Schrecken, zwischen denen das Schicksal des Menschen gewissermaßen eingekeilt ist, ewiges Leben oder ewiges Sterben, sich für letztres entscheiden." Zur Abwehr jener Herausforderungen berechtigt und befähigt aber glauben wir zu sein durch die persönliche Erfahrung, daß das Evangelium von Christo ganz beseligende Gotteskraft ist, weshalb wir uns weder seiner zu schämen noch für es, wenn wirs auf den Kampfplatz stellen, zu fürchten brauchen, und weil uns die Arbeiten der allgemeinen Religionswissenschaft in den letzten Jahrzehnten hinreichend über die außerchristlichen Religionen belehren.

So dürfen wir getrost an eine Vergleichung des Christentums mit den Religionen der Erde gehen. Aber wie kann eine solche gerecht und erfolgreich geschehen? Mit welchem Maßstabe soll gemessen werden? Gewiß nicht mit jenen, mit den die genannten Verfechter außerchristlicher Religionen gemessen haben. Denn sicherlich kann das nicht über die Güte und den Vorzug einer Religion entscheiden, was der erstgenannte unter anderm für den Brahmanismus geltend machte, daß er keinen Mittler zwischen Gott und Mensch anerkenne; denn da müßte doch erst die Vorfrage erledigt sein, ob der religiöse Mensch, wenn alle seine Bedürfnisse erkannt und beachtet sind, einen solchen Mittler brauche oder nicht. Ebenso wenig kann hier den Ausschlag geben, was der Apologet des Konfuzianismus immer und immer wieder hervorhebt, daß die Beibehaltung und Befolgung dieser Religion dem Staate jede Unruhe und Umwälzung ersparen werde; denn eine solche durch eine Religion geförderte und geschützte Ruhe könnte ja eine Friedhofsstille sein. Nicht minder untauglich zur Bemessung des Wertes einer Religion wird es sein, wenn, wie der buddhistische Redner in Leipzig gethan hat, ihre Uebereinstimmung mit der zeitgenössischen Wissenschaft hervorgehoben wird; denn diese ist keine feststehende Größe, sondern in fortwährendem Wandel begriffen, während die religiösen Stimmungen zu allen Zeiten wesentlich dieselben gewesen sind und auch dieselben bleiben werden, so lange Menschen auf der Erde sind.

Eben von diesem bestimmten und sich gleich bleibenden Faktor wird vielmehr auszugehen sein. Das Wesen der Religion überhaupt muß festgestellt und mit diesem Maßstabe müssen die geschichtlichen Religionen gemessen werden. Zuerst erhebt sich die Frage: Was ist Religion? dann erst kann die Frage Antwort finden: Welche Religion ist die beste, welche ist die Religion?

1. Religion

Was ist Religion? Eine allgemein befriedigende Antwort kann auf diese so viel erörterte Frage nur aus der allgemeinen Erfahrung heraus gegeben werden, und zwar sowohl der persönlichen als der geschichtlichen Erfahrung.

Die persönliche Erfahrung aber lehrt, daß der Mensch am religiösesten gestimmt ist einesteils in Zeiten der Not, andernteils in solchen Augenblicken, da er sich der Liebe und Gnade seines Gottes ganz bewußt und sicher ist, also ebenso in den dunkeln Thälern wie auf den lichten Höhen des Lebens.

Not lehrt beten. Kein Sprichwort ist wahrer als dieses. Es bewahrheitet sich ohne Unterlaß auf langen und schweren Krankenlagern und an Särgen und Gräbern, im Elend des Einzelnen und in den allgemeinen Nöten eines Volkes.

Aber nicht bloß die Not lehrt beten. Auch das Gefühl der Befreiung und Befriedigung, der Sicherheit und Beseligung erhebt zu Gott. Ich denke an den großen Fürsten, der nach den Mühsalen und Gefahren, nach den Kämpfen und Siegen eines siebenjährigen Krieges bei den Klängen des Tedeums auf die Kniee sank und Gott für alle seine viele Hilfe dankte, und an seinen großen, nun auch heimgegangnen Nachkommen, der nach dem erfolgreichsten Siege der Weltgeschichte als Erstes

ausrief und niederschrieb: Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Ich weise hin auf die gehobne Stimmung einer großen feiernden Gemeinde und auf die religiöse Bewegung selbst abgestumpfter Gemüter bei Anblick einer großartigen Naturerscheinung oder eines bezaubernden Naturbildes. Und ich erinnre an den Frieden des Herzens in den wahren Beichtstunden des Lebens.

Es muß demnach die Religion ebenso Erlösungs- oder Beseligungs**bedürfnis** wie Erlösungs**gewißheit**, Beseligungs**freudigkeit** sein.

Die Religion wurzelt in dem natürlichen Willen des Menschen zum Leben, in seiner unausrottbaren Sehnsucht nach voll befriedigendem, **seligem** Leben. Der Stillung dieser Sehnsucht stehen Hindernisse mancherlei Art und ohne Aufhören entgegen, Hemmnisse teils physischer, teils intellektueller, teils ethischer Art: Krankheit und Tod, Ohnmacht gegenüber den Naturgewalten und Bedrohung wie Beraubung durch diese; der dichte Schleier, der die Zukunft verhüllt, und die großen, unlösbaren Rätsel des menschlichen Lebens und der Welt; das traurige Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen, das niederdrückende Bewußtsein, es nie ganz ergriffen und niemals ganz gethan zu haben, das Schuldgefühl. Diese Hindernisse der Seligkeit fühlt und erkennt der Mensch als durch eigne und andrer Menschen Kraft unüberwindliche. In dieser Not wendet er sich an eine höhere Macht, die sich ihm drinnen offenbart in seinem Gottesbewußtsein und Gewissen, und die ihm von außen nahe tritt durch geschichtliche Offenbarung. Von ihr erfleht er Hilfe in der Gewißheit, daß sie helfen könne und beseligen wolle. So wird der Mensch religiös; er ist das aber ganz und gar, wenn er sich in unzertrennbarer, schirmender Gemeinschaft mit der Gottheit weiß und sich darin in allen Lagen seines wechselvollen Lebens geborgen und beseligt fühlt.

Auch die Religionsgeschichte lehrt, daß der Wille zum Leben der Religion zu Grunde liegt. Daß dieser Wille in der Welt und durch die Welt nicht befriedigt wird, erscheint überall als die Triebfeder der Religion, diese am lebendigsten in großer Not und dann, wenn sich die Menschen mit der Gottheit verbunden fühlen und wissen. Ich beziehe mich des zum Beweise nur auf die **Gebete**.

Sie fehlen in keiner geschichtlichen Religion. Selbst in der Religion, die ursprünglich ohne Gebet, weil ohne Gottheit war, im Buddhismus, hat das religiöse Bedürfnis des Volkes eine Gebetsformel erheischt, welche Gebetsmühlen und Gebetsflaggen tausendfach wiederholen. Und von den auf niedrigster Stufe stehenden Kaffern und Betschuanen, bei denen man keine bestimmten Spuren von religiösem Kultus gefunden hat, wird doch in Zeiten der Gefahr und Not, in Krieg und Hungersnot, wenn alle menschlichen Mittel erschöpft sind, ein Schutzgeist um Hilfe angefleht. Nicht minder bezeichnend ist eine bei mehreren Naturvölkern beobachtete Erscheinung. Sie haben eine dunkle Ahnung von dem Einen, allmächtigen und unsichtbaren Gotte; aber im Kultus tritt er gegen die guten und bösen Geister, denen er die Welt überlassen hat und die fleißig angerufen werden, gänzlich zurück. Nur in Zeiten größter und allgemeinster Not bricht das religiöse Bedürfnis übermächtig hindurch, nimmt man seine Zuflucht zu der mächtigsten und eigentlichen Gottheit. Wir achten ferner darauf, daß erfahrungsmäßig die Bitten um Zuwendung eines Gutes und um Abwendung eines Uebels die Danksagungen und Lobpreise bei weitem überwiegen. Aber auch die eigentliche **Anbetung**, die dem religiösen Gefühle der Beseligungsfreudigkeit entspricht, findet sich allerorten, die Anbetung, die ehrfurchtsvoll der Gottheit huldigt, das Herz zu ihr erhebt und sich andächtig in den Gedanken ihrer Herrlichkeit versenkt. Diese Adoration kann sich in verschiedne Formen kleiden. Sie liegt schon in den einfachen Worten, welche Castrén von dem samojedischen Mütterchen mitteilt, das beim Untergang der Sonne diese grüßte und sich dann zur Ruhe niederlegte. Sie spricht auch aus manchen alttestamentlichen Psalmen und griechischen Hymnen zur Ehre Gottes, aus Anfang und Schluß des christlichen Hauptgebetes wie aus den Gebetszeremonien, die der Moslem täglich fünfmal wiederholen muß, und aus der Versenkung des andächtigen Inders in Brahma.

So giebt sich die Religion erfahrungsgemäß als das, als was wir sie bezeichnet haben, als das Bedürfnis und die Gewißheit der Erlösung und Beseligung durch eine höhere Macht.

Nur **eine** geschichtliche Religion, und zwar diejenige, welche die meisten Anhänger hat, scheint sich in diesen Rahmen nicht einfügen zu wollen, der Buddhismus. Denn dieser ist in seiner ursprünglichen Gestalt eine Religion ohne Glauben an eine Gottheit und darum ohne Erlösung durch die Gottheit, eine Religion der Selbsterlösung. Dennoch bestätigt auch er unsre Erklärung. Der buddhistische Redner in Leipzig hatte Recht, wenn er die Uebereinstimmung seiner Religion mit der Grundüberzeugung Fichtes betonte und es aussprach:

> Der Buddhismus ist eine Religion in **dem** Sinne, in dem Ihr edler Philosoph Fichte einmal sagte: „Die Existenz moralischer Empfindungen und Beziehungen, das heißt die **moralische Weltordnung**, ist Gott.“

Denn in der That, die Stelle Gottes vertritt im Buddhismus die immanente sittliche Weltordnung, welche die Sühne jeder Schuld fordert und den Vollzug der Gerechtigkeit in zukünftigen Lebensläufen sucht, wo ihr Walten in diesem Leben nicht zu Tage tritt. Daß jede Sünde ihre Straffolge habe und gesühnt werden müsse, daß Art und Maß der Sünde Art und Zahl der Wiedergeburten bestimme, daß aber derjenige, der die rechte Erkenntnis gewonnen, der Wiedergeburt entgehe und in das Nirwana eingehe: ohne diese Ueberzeugungen ist der Buddhismus undenkbar. Demnach gründet auch der Buddhist seine Erlösungshoffnung und Seligkeitsgewißheit auf eine höhere als menschliche Macht, auf die unverbrüchliche strafende und belohnende Weltordnung.

Also ist, wie persönliche Erfahrung und allgemeine Religionsgeschichte lehren, Religion diejenige Bestimmtheit des menschlichen Gemütes, kraft deren sich der Mensch der Erlösung und Beseligung durch die Gottheit ebenso bedürftig als gewiß weiß.

2. Die Religionen

Diesen Maßstab legen wir nun an die Religionen der Erde, um zu erfahren, welche von ihnen am meisten dem Wesen der Religion entspricht. Wir scheiden aber jene Religionen aus, die gegenwärtig keine Bekenner mehr haben; denn diese toten Religionen, deren Kenntnis gewiß von großem Interesse und unschätzbarem Werte ist, haben eben dadurch, daß sie zu den Toten gehören, selbst dafür Zeugnis gegeben, daß sie außer stande waren, die religiösen Bedürfnisse der menschlichen Natur auf die Dauer und über die Grenzen einer Nation hinaus zu befriedigen. Und auch jene Religion müssen wir aus Rücksicht auf den zugemeßnen Raum beiseite lassen, die gleichsam auf dem Aussterbeetat steht, sofern ihre Bekenner einen verschwindenden Prozentsatz der Menschheit ausmachen, und sofern sie gegenwärtig so gut wie nichts mehr von ihrer ursprünglichen Kraft und Bedeutung zeigt, den **Parsismus**. Zu dieser uralten, mindestens 800 v. Chr. durch den großen Reformator Zarathustra (Zoroaster) gestifteten und einst das alte Perserreich wie später das neupersische Reich der Sassaniden beherrschenden Religion bekennen sich zur Zeit nur noch gegen 100000 Parsen in Indien und etwa 5000 in der persischen Provinz Jezd. Und dieser winzige Rest eines mächtigen, thatkräftigen und religiös hochentwickelten Volkes hält wohl die Religion der Väter noch hoch, aber ohne sie zu verstehen und zu befolgen. Die Religion des Ahura mazdâo (Ormuzd), einst der Schrecken der Welt, ist seit der Vernichtung der persischen Macht durch die Araber, seit etwa tausend Jahren, nur noch eine geschichtliche Merkwürdigkeit.

Fetischismus und Animismus

In der Betrachtung der übrigen außerchristlichen Religionen und ihrer Vergleichung mit dem Christentum gehen wir von unten nach oben. Wir beginnen deshalb mit den **fetischistischen Religionen**. Diese finden wir bei den Negern, den Ureinwohnern Amerikas, in Australien, bei den Melanesiern, Polynesiern und Mikronesiern, bei den Buschmännern, Hottentotten und Kaffern. Man schätzt die Gesamtzahl ihrer Anhänger auf 234 Millionen = 16,4 Prozent der gesamten Menschheit.

Die allen fetischistischen oder animistischen Religionen gemein-

samen Grundzüge sind diese. Man glaubt an das Vorhandensein und Wirken von Geistern, von denen die mächtigsten den Rang göttlicher Wesen einnehmen und angebetet werden. Diese Geister werden als frei auf der Erde und in der Luft umherschwebend gedacht. Sie erscheinen dem Menschen, sei es aus freiem Antriebe, sei es durch Zaubermacht dazu gezwungen. Sie können aber auch — und so wird der Animismus zum Fetischismus — zeitweilig oder für immer in einem beliebigen lebendigen oder leblosen Gegenstande Wohnung nehmen; dann wird dieser Gegenstand als mit höhrer Macht begabt verehrt oder als Schutzmittel für Einzelne oder ganze Gemeinschaften verwendet.

Von den Geistern werden in der Regel die bösen mehr als die guten, die niedrigen mehr als die höhern verehrt. Sie bemessen ihre Wohlthaten und Strafen nicht nach den guten oder bösen Handlungen der Menschen, sondern nach den Opfern und Gaben, die man ihnen darbringt oder vorenthält. Selbstsucht und Willkür beherrscht die verehrten Wesen, Selbstsucht und Furcht ihre Verehrer. Der Unsterblichkeitsglaube ist auf Fortsetzung des irdischen Lebens gerichtet. Von der Vorstellung einer jenseitigen Vergeltung finden sich nur geringe Spuren.

Die vom Fetischismus beherrschten Religionen kennzeichnen sich besonders durch eine vielgestaltige und verworrne Lehre, durch einen ungeordneten Polydämonismus, der indessen den Glauben an einen höchsten Geist nicht ausschließt, sowie durch Zauberei und gewisse geheime Verbindungen, die einen großen Einfluß ausüben.

Daß diese Religionen dem Wesen der Religion nur in sehr geringem Maße entsprechen, bedarf keiner längern Darlegung. Das Bedürfnis nach Erlösung ist zwar vorhanden und tritt nicht selten ergreifend entgegen, aber es ist nur auf die äußre Not des Lebens gerichtet. Eine Erlösung von der sittlichen Not des Menschen wird nicht begehrt, weil das Verständnis für Sittlichkeit und das Gefühl der Schuld fehlt. Aber auch eine freudige Gewißheit der Erlösung von den äußern Uebeln kommt nirgends auf die Dauer zustande, sondern wird fort und fort von der Furcht vor den bösen Geistern und ihrer Tücke grausam gestört. Die guten Geister aber können den Bestand und das Glück der Menschen nicht sichern, weil sie nicht mächtiger sind als die bösen Geister, der höchste Gott nicht, weil er in weiter Ferne wohnt und sich um das Schicksal der Menschen nicht sorgt. Er sorgt nicht für die Menschen, also können diese nicht alle Sorge auf ihn werfen; er ist fern von einem jeglichen unter ihnen, also kann ihn niemand finden, ob er ihn auch suche; die nahen Geister aber sind weder Allmacht noch Liebe, also haben sie weder Mittel noch Neigung, die Menschen ganz zu erlösen, voll zu beseligen. Diese bleiben verlassen, der Furcht und der Ausbeutung der Zauberer überlassen.

Chinesische Religionen

Wir schreiten fort zu der Religion eines uralten Kulturvolkes, die dem Animismus am nächsten steht, zur chinesischen Religion. Sie war in der ältesten Gestalt, in der sie bekannt ist und die alte Reichsreligion heißt, Anerkennung des Himmels, „des gewölbten Blaus," als des obern Herrschers, des höchsten Herrn, Shang-ti, und Verehrung vieler Geister, Schin, durch Anrufungen und Opfer. Ganz besonders aber wurden mit regelmäßigen Opfern die Geister der Ahnen verehrt, bei Kaisern und Landesfürsten in eignen Ahnentempeln.

Diese Religion des Himmels, der Geister und der Genien reformirte um das Jahr 500 v. Chr. der Meister aus dem Geschlechte Kong, Kong-tse, Konfuzius, derart, daß er die religiösen Vorstellungen der Vorzeit unberührt ließ, dagegen ihre sittlichen Elemente zu einer mit jenen religiösen Vorstellungen nur sehr lose verknüpften, geordneten Sittenlehre zusammenfaßte. Kong-tse betrat wohl auch gern die Tempel und schärfte gelegentlich die pünktliche Befolgung der rituellen Vorschriften ein; er forderte, daß man den Geistern opfern sollte, als wären sie gegenwärtig, und tröstete sich in Trübsal mit dem Gedanken an den Himmel. Aber er hat auch gelegentlich bekannt, daß er seit langer Zeit nicht mehr gebetet habe, nannte Shang-ti außer in Zitaten äußerst selten, leugnete jede unmittelbare Gottesoffenbarung und wich Fragen über das Wesen der Gottheit und der Geister und betreffs dessen, was nach dem Tode kommt, vorsichtig aus. Dagegen schärfte er unablässig die sittlichen Pflichten ein, unter denen die vornehmsten sind: die Ehrfurcht vor dem Alter und dem Alten, der Gehorsam gegen die Eltern und die Liebe zu den Verwandten (die sogenannte Ko-Doktrin) und die Achtung gegen und Unterwürfigkeit unter alle Obrigkeit, die höchste wie die niedrigste (die Chiu-Doktrin). Diese beiden Doktrinen bezeichnet auch der erwähnte Apologet des Konfuzianismus als die „großen" Lehren, die vor allen zu befolgen seien und durch deren allgemeine Befolgung der für den Chinesen und Japanesen ideale Zustand erreicht werde: Ruhe im Hause, Ordnung im Staate und Friede in der ganzen Welt.

Wir übersehn die Lichtseiten dieser heute noch in China, Japan und Korea offiziellen Religion nicht. Ein ernster sittlicher Geist beherrscht sie. Kong-tses Moral richtet sich nicht nach den Umständen oder dem Nutzen, sondern nach den festen Ordnungen des Himmels und dem Beispiele längst gestorbner Weisen. Nicht der Erfolg soll nach ihm das Motiv des Handelns sein, und mit beredten Worten hat er oft den Idealmenschen und Tugendhelden geschildert, der ein Weiser ist, voll Ehrfurcht, aufrichtig, demütig, freundlich, gerecht, in allen seinen Verhältnissen human, der die Tugend übt um ihrer selbst willen und immer das rechte Maß, den Weg der Mitte, innehält. Dieses Bild hält er den selbstsüchtigen und genußsüchtigen Alltagsmenschen zur Beschämung und Nachahmung vor. Aber die Erfahrung, aus der heraus er dies doch gethan haben muß, die Erfahrung der Schlechtigkeit vieler Menschen und die hohen Anforderungen, die er an die Bildung des Edeln stellte, haben Kong-tse nicht gehindert, an das Dogma von der Güte der menschlichen Natur zu glauben, die Tugend für etwas Leichtes, dem Menschen Natürliches zu halten. Und das ist, wie ein Selbstwiderspruch und Irrtum, den alle Erfahrung jedes Einsichtigen und Aufrichtigen widerlegt, so der Grund, weshalb der Reformator nicht von dem sichtbaren Himmel und seinen die Erde und die Menschen bestimmenden Ordnungen hindurchgedrungen ist zu dem Himmelsgotte, dessen Wille den Menschen Gesetz ist, der aber auch für Sünde und Schuld Gnade und Vergebung hat. Es fehlte dem Stifter des Konfuzianismus und fehlt diesem heute noch das Gefühl der sittlichen Ohnmacht und damit das wahre Erlösungsbedürfnis. Wie viel höher steht eine Religion, die dieses Bedürfnis kennt und berücksichtigt, vertieft und befriedigt durch die Offenbarung eines heiligen Gottes der Liebe, durch die Forderung einer Sittlichkeit, die wahrlich an Tugenden und Pflichten der chinesischen nicht nachsteht, und durch den Hinweis auf einen Idealmenschen, der in geschichtlicher Wirklichkeit gelebt hat, was Kong-tse dem seinen nur andichtete und von dem seinen nur lehrte und schrieb.

Ein andrer Vorzug der chinesischen Religion vor andern, den auch ihr Apologet gebührend hervorhebt, ist der, daß sie auf Erneuerung und Verbesserung des Volkes und Staates gerichtet ist, daß sich viele ihrer Vorschriften auf die Politik beziehen, das Verhalten der Herrscher und der Unterthanen regeln. Aber auch hier zeigt sich bald ihre Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit. Kong-tse faßt den Menschen nur im Verhältnis zum Staatsleben auf. Er kennt nur den Grundsatz: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist"; und zwar fordert er dies bloß um des einen Zweckes willen, damit Ruhe und Ordnung im Staate und dadurch der Einzelne in seinem Leben und Besitze gesichert und ungestört sei. Viel mehr wird diejenige Religion gelten müssen, die zu jenem Grundsatze den andern hinzufügt: „Und gebet Gotte, was Gottes ist," die den Gehorsam gegen die Obrigkeit fordert um Gottes willen und auch dann, wenn dieselbe nicht fördert und wohlthut, und die den Einzelnen nicht nur als den Bürger eines Staates würdigt, sondern als ein Glied am Leibe der ganzen Menschheit und als einen Bürger des Gottesreichs.

Manchem mag auch noch dies als ein Rühmenswertes an Kong-tse und seiner Religion erscheinen, was auch ihr Lobredner an ihnen gegenüber dem Buddhismus und Christentume rühmt,

daß sie den menschlichen Geist nicht irreführten durch Vormachung übernatürlicher Dinge, Geringschätzung der Lebenszeit auf Erden und Hinweis auf eine Glückseligkeit nach dem Tode, mit einem Worte, daß der Konfuzianismus eine Religion des Diesseits sei. Eine solche Religion mag einigen genügen, denjenigen, die kein höhres Gut kennen und begehren, als Ruhe und Friede in Familie und Staat, und von den Uebeln dieses Lebens nicht berührt werden; aber dem chinesischen Volke hat sie nicht genügt: denn sonst würde nicht bei einem großen Teile desselben der Buddhismus Eingang gefunden haben mit seiner Lehre von dem durchgängigen Leiden alles Daseins und würde nicht neben diesen beiden Religionen, dem Konfuzianismus und dem Buddhismus, noch eine dritte bestehen, die ihren Ursprung auf den großen Zeitgenossen Kong-tses, den tiefsinnigen Philosophen Lao-tse, zurückführt, und deren Anhänger, die Taosse genannt, zwar nichts mehr mit Lao-tses namenlosem, höchstem Tao, dem Urgrund aller Dinge und der von ihm ausgehenden Kraft oder Tugend, anzufangen wissen, aber doch seine Forderungen der Askese, des Betens und Wachens festhalten und besonders darauf aus sind, durch Zaubermittel langes Leben und Unsterblichkeit zu erlangen. Findet das unverwüstliche religiöse Bedürfnis des Menschen nach einer Seligkeit, die höher ist und dauerhafter als alles Gut und Glück der Erde, keine Befriedigung in der Volksreligion, dann geht es seine eignen Wege, greift zu Aberglauben und magischen Mitteln und richtet damit die Volksreligion. St

---

Der internationale Pariser Arbeiterkongreß

Die zwei Arbeiterkongresse in Paris sind zu Ende — was ist ihr Ergebnis? Der erste Eindruck, den man von ihnen hat, ist der einer ungeheuern Siegesfreude namentlich der Abgeordneten des Marxistenkongresses. Sie traten auf, als läge das Ziel schon errungen zu ihren Füßen, als stiege die neue Weltordnung schon herauf. Die Verhandlungen zeigen jedoch, wie weit die Herren noch vom Siege entfernt sind. Ich muß gestehn, ich hatte mehr, Ernsthaftres und Schlimmres, von diesem Kongreß erwartet. Man kann ja freilich nicht in die geheimen Abmachungen sehen, die trotz aller Ableugnung der „offiziösen" sozialdemokratischen Blätter neben den öffentlichen einhergegangen sein müssen: das Ergebnis eben dieser ist — so ernst es zu nehmen — immerhin nicht so verhängnisvoll, wie man zu Beginn fürchten mußte. Es herrschte bei weitem nicht die geschloßne Einheit, die man gerade durch diesen internationalen Kongreß an den Tag legen und dadurch die „Bourgeois" einschüchtern wollte.

Der Zwiespalt zwischen den Marxisten und Possibilisten, die trotz aller Einigungsversuche bekanntlich getrennt tagten, ist ein tiefgehender, kein bloß äußerlicher, sondern im innersten Wesen der beiden Richtungen begründeter. Beide haben freilich wie auch die Anarchisten dasselbe Ziel: Vernichtung der heutigen kapitalistischen Gesellschaft und Begründung einer neuen, kommunistischen (vergl. die Charakteristik in Nr. 22 und 23 d. J.). Aber während die Marxisten bisher den zweifelhaften Mut gehabt haben, dies revolutionäre Ziel im Auge zu behalten und seine Verwirklichung mit allen Mitteln, heute in erster Linie noch durch Propaganda zu erstreben, alle augenblicklichen, für die arbeitenden Klassen eingeführten Erleichterungen aber nur als vorübergehende Abschlagszahlungen ansehn, halten es die Possibilisten für „opportun," sich gegenwärtig mit eben diesen letztern zu begnügen, auf dem Wege friedlicher Verhandlungen mit dem „Kapitalistenstaate" Schritt für Schritt eine Besserung der Arbeiter zu erzielen und jenes Endziel nicht anders als akademisch zu erörtern. Darum konnten die Possibilisten auf dem gegnerischen Kongresse mit einigem Rechte als „kleinbürgerliche," auf konsumvereinlichem Standpunkt stehende Gewerkvereinler à la Schulze-Delitzsch, „die durch Paktiren mit den bürgerlichen Gesellschaftsklassen die heutigen Zustände verewigen wollen," bezeichnet werden. Nach dem Buche des bekannten antisemitischen französischen Schriftstellers Drumont: La fin d'un monde sind sie nur ehrgeizige Streber; er nennt ihre Partei den socialisme budgétaire, der nur eine neue Form des allgemein im heutigen Frankreich herrschenden republikanischen Opportunismus ist und, praktisch wie dieser, nur nach seiner Art aus dem Staatssäckel soviel als möglich (possible) für sich herauszupressen sucht. Nur die Possibilisten haben nach Drumont in Frankreich einigen Anhang, die Marxisten unter Guesdes Führung fast gar keine Bedeutung. Dies zeigt auch die Geschichte der letztern, wie sie die Kreuzzeitung in ihrer Nr. 325 vom 16. Juli d. J. entwirft:

Seit dreizehn Jahren müht sich Jules Guesde mit Lafargue und Deville vergebens daran ab, in Frankreich eine sozialdemokratische Partei nach deutschem Muster zu schaffen. Im Oktober 1877, als die deutsche Sozialdemokratie bereits eine halbe Million Stimmen aufgebracht hatte, gab Guesde das erste sozialdemokratische Wochenblättchen, die Egalité, in einem kleinen Ort bei Paris heraus, deren Exemplare durch ein Dutzend Studenten, die Guesde persönlich für sich gewonnen hatte, unter den Pariser Arbeitern verkauft oder verschenkt wurden. Nach einer weitern anderthalbjährigen unausgesetzten agitatorischen Thätigkeit hatte er in ganz Frankreich ungefähr fünfzehn kleine Arbeitervereine für sein Programm gewonnen, mit denen er alsdann auf einem Arbeitertage zu Marseille einen Sieg über die übrigen dort vertretnen Arbeitergenossenschaften davontrug und diesen sämtlich seine sozialdemokratischen Theorien aufdrängte. . . . Im Jahre 1881 trat die Partei mit diesem Programm in die allgemeinen Wahlen ein und vereinigte auf ihre Kandidaten in ganz Frankreich — 60 000 Stimmen. Und auf dem Kongreß zu Etienne im September 1882 wurde Guesde mit seinen nächsten Freunden aus der Partei wieder ausgeschlossen! Seit dieser Zeit herrscht vollständiger Zwiespalt in der französischen Arbeiterbewegung. Auf der einen Seite stehen die „Marxisten" Guesde, Lafargue und Deville mit ihrem unbeugsamen Parteiprogramm und einer „programmmäßigen" Litteratur; einige Studenten und 2—300 Arbeiter stehen auch auf ihrer Seite, eine Partei aber besitzen sie nicht. . . .

Dasselbe Blatt urteilt mit Recht über die Gründe davon:

Ebenso sehr wie das französische Volk revolutionär ist, ebenso wenig ist es sozialistisch . . . Es giebt deshalb in Frankreich gegenwärtig keine geschlossne Arbeiterpartei, weder eine gewerkschaftliche, wie in England, noch eine sozialdemokratische, wie in Deutschland. Um gewerkschaftliche Organisationen nach englischem Muster zu begründen, fehlt dem französischen Arbeiter die Beständigkeit und der nüchterne, praktische Sinn; das deutsche sozialdemokratische Programm aber ist ihm unverständlich, es widerstrebt seiner Natur. Um so mehr freilich ist der französische Arbeiter revolutionär; seine Revolutionsidee aber beruht auf Schlagworten und äußert sich in augenblicklichen Aufwallungen, denen stets umso größre Perioden der Ermattung folgen. Neben dem Revoltiren aber steht auch überall die Diktatur und der Cäsarismus, und deshalb ist auch gegenwärtig die große Masse dieser „revolutionären" Arbeiter boulangistisch.

Aber die innerliche Verschiedenheit der „Proletarier aller Länder" zeigt sich nicht bloß in diesem Zwiespalte zwischen Possibilisten und Marxisten. Auch im Lager der letztern selbst trat er deutlich zu Tage, schon bei den Verhandlungen über die Stellungnahme eben zu dem parallel tagenden Possibilistenkongresse. Hierbei vertraten die einzelnen Nationen einen vielfach ganz verschiednen Standpunkt, und die Zahl derer war doch nicht gering, die sich nicht so ohne weitres dem Verdammungsurteile besonders der Franzosen über die Possibilisten anschlossen und vielmehr eine Vermittlung wünschten; sie waren sich offenbar nicht bewußt, daß sie damit selbst eine noch unklare und keineswegs konsequente kommunistische „Bildung" an den Tag legten und damit noch prinzipiell von den „charaktervolleren" französischen und deutschen Genossen abstanden.

Wie weit die Sozialdemokraten noch von der endlichen Entscheidung entfernt sind, zeigten auch die Berichte der einzelnen Nationen. In England, Böhmen, Polen, Schottland, Rumänien ist die eigentliche sozialdemokratische Bewegung noch unentwickelt; dagegen finden sich — immer nach den Berichten — in Oesterreich, Belgien und der Schweiz treffliche Organisationen.

Den Vogel haben jedoch leider Gottes die Deutschen abgeschossen. Deutschland hat die größte, bestgefügte und entschlossenste sozialdemokratische Partei nach Marx' Muster. Abermals die Kreuzzeitung entwickelt die Gründe hierfür in einer Weise, die es verdient, hierhergesetzt zu werden. Sie sagt:

Der Sozialismus, wie ihn das sogenannte Gothaer Parteiprogramm der deutschen Sozialdemokratie zusammenfaßt, stellt immerhin ein geistiges und folgerichtig aufgeführtes Gedankengebäude dar, in dem allerdings der Inhalt aller Bausteine gegenüber dem heute Bestehenden lediglich aus Verneinungen besteht. Um aber ein solches hohles Gebäude Hunderttausenden als den Inbegriff aller Lebenskraft und allen Lebensglückes vorzuführen und in demselben Jahrzehnte hindurch die ganze Denkfähigkeit der arbeitenden Klasse festzuhalten, dazu bedarf es des

reflektirenden Volkscharakters der Germanen, deren Denkkraft, wenn sie einmal losgelöst ist von den feststehenden Grundsätzen der göttlichen Offenbarung, sich nur gar zu leicht ins Gebiet der Sophistik verliert. Dieser Charakterzug des Volkes verleiht der deutschen Arbeiterpartei jene Zähigkeit, mit der sie an den wesenlosen Gebilden des sozialistischen Staates festhält, und welche es ermöglicht, das ganze Denken des Arbeiters in die Schablone der „programmmäßigen Wahrheiten“ einzuzwängen. Der Marxismus ist in seiner letzten Konsequenz die Zurückführung aller gesellschaftlichen Daseinsbedingungen auf eine mathematische Formel, aus welcher sich dann weiter die eine einzige Formel für den Aufbau des sozialistischen Staates ergiebt. Eine solche mechanische Lebensidee aber kann sich nur auf dem deutschen Skeptizismus aufbauen; sie führt notgedrungen zu dem Pessimismus eines Schopenhauer oder zu der stumpfen Verbitterung des fahlwangigen Fabrikarbeiters der deutschen Industriestädte — oder aber zu der geistigen Umnachtung eines Hasenclever!

Demgemäß waren es eigentlich nur die Deutschen, die, soweit wenigstens die mir zugänglichen Berichte erweisen, durch Bebel sich eingehend über den als einziges Thema zur Verhandlung stehenden Arbeiterschutz ausließen. Wir können selbstverständlich auf die schließlich gefaßten Resolutionen, auch deutsches Produkt, nicht eingehen; wir müssen die Eröterung, inwieweit sie im einzelnen zu verwirklichen sind, Fachleuten überlassen. Das aber steht fest: die Forderung selbst ist im Großen und Ganzen durchaus berechtigt. Und nicht die Sozialdemokraten allein sind es, die sie stellen. Es verbreitet sich immer weiter die Ansicht: wir müssen in den nächsten fünfzehn Jahren nicht nur wirkungsvolle Arbeiterschutzgesetze, sondern auch eine Lohngesetzgebung schaffen, durch die die bisherige ungerechte Verteilung des Produktionsertrages zu einseitigem Gunsten der Unternehmer und Aktionäre endgiltig und dauernd beseitigt wird, oder — wir treiben der Zerstörung des Bestehenden mit allen Segeln entgegen. Es wird nachgerade bedenklich, daß die verbündeten Regierungen trotz fast einstimmiger Forderung des Reichstages bis heute jedes Eingehen auf die Durchführung solcher Gesetze zurückgewiesen haben — meines Erachtens ohne einleuchtende Gründe. Denn die diesbezügliche lange Erklärung des Herrn von Bötticher seinerzeit im Reichstage hat mich wenigstens nicht zu überzeugen vermocht. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn dann Bebel in Paris zu behaupten wagte (Sächsisches Wochenblatt Nr. 87):

Alles, was der Reichstag beschließt, wird von den Regierungen verworfen; man möchte an eine Verständigung zwischen Reichstag und Regierung glauben, welche bezweckt, dem Volke Sand in die Augen zu streuen. In jeder Session bringt man arbeiterfreundliche Anträge ein, die Regierung nimmt das Odium auf sich, sie abzulehnen, — so bleibt alles beim Alten.

Dieser Zustand ist nicht auf die Dauer aufrecht zu erhalten, es muß etwas gethan werden. Der Hauptgegner jedes Arbeiterschutzes ist Fürst Bismarck, der große Staatsmann selbst. Als im Jahre 1885 der internationale Normalarbeitstag auf der Tagesordnung des Reichstages stand, erklärte er, daß einen solchen einzuführen nicht möglich sei . . .

Dieses Jahr fand die nochmals angeregte Arbeiterschutzkonkonferenz eine ganz andre Aufnahme. Aus Opportunitätsgründen hat einzig abgelehnt — Rußland. Dem Fürsten Bismarck ist natürlich die Sache auch nicht angenehm, und es ist nicht unmöglich, daß er den Skandal mit der Schweiz wegen seiner Staatsspitzel nur angefangen, um sich von der Besprechung drücken zu können. Es ist dies Verhalten charakteristisch dafür, wie die Staaten, besonders die deutschen, die Lage des Volkes auffassen. Deshalb müssen heute gerade die Arbeiter zeigen, daß sie sich durch dieses Vorgehen der Regierungen nicht beirren lassen, daß sie ihre Forderungen aufrecht erhalten und nicht zurückweichen.

Die Rede Bebels ist weiter auch bezeichnend für die kluge, den Zeitverhältnissen angepaßte Haltung der heutigen deutschen Sozialdemokratie. Es scheint fast, als wäre sie dabei, ihren durchweg revolutionären Charakter abzustreifen, wenn Bebel nach dem Berichte des sozialdemokratischen Sächsischen Wochenblattes (a. a. O.) sehr im Gegensatz zu seiner und seiner Genossen Praxis daheim und im Reichstage sagt:

Es ist dieser internationale Kongreß eine der beachtenswertesten Erscheinungen der Jetztzeit, und er unterscheidet sich auch in allem von frühern Erscheinungen. Auf einem Kongresse der sechziger Jahre wäre z. B. eine solche Tagesordnung, wie sie jetzt vorliegt, nicht möglich gewesen; damals glaubte man, man könne die bürgerliche Gesellschaft baldigst über den Haufen werfen. Jetzt ist man zur Ueberzeugung gekommen, daß die bürgerliche Gesellschaft noch eine recht feste Organisation habe, ja daß sie jetzt noch der Höhe ihrer Entwicklung zueilt. Deshalb sind auch die prinzipiellen Erörterungen über den Aufbau der zukünftigen Gesellschaft ganz bedeutend in den Hintergrund getreten und die deutsche Sozialdemokratie beschäftigt sich jetzt vorwiegend mit praktischen Fragen, natürlich ohne dabei ihre endgiltigen Ziele aus dem Auge zu verlieren. Durch den Erfolg bei einigen praktischen Forderungen kommt natürlich der Arbeiterstand zum Bewußtsein seiner Macht und es wird ihm klar, daß man zum ernsten Zeitpunkt auch Schwereres durchzusetzen imstande ist.

Aber die letzten Worte wieder lassen uns nicht im Unklaren, wie wir diese Aeußerungen sozialdemokratischer Bescheidenheit und Selbsterkenntnis zu nehmen haben. Die ganze Bebelsche Rede zeigt überhaupt an vielen Stellen dieselbe infame absichtliche Entstellung und Verdächtigung aller arbeiterfreundlichen Bestrebungen, die man in manchen sozialdemokratischen Blättern in noch schlimmerer Weise tagtäglich zu lesen bekommt. Was freilich dann Bebel über das Sozialistengesetz urteilt, wird m. E. im allgemeinen nicht zu bestreiten sein:

Soviel steht fest, die Sozialdemokratie steht jetzt weit besser da, als vor dem Sozialistengesetze.

Und auch das, was er im Anschluß hieran über die nächsten Wahlen prophezeite, wird, befürchte ich, wenigstens teilweise in Erfüllung gehen, daß nämlich die Sozialdemokraten neue, große Erfolge erzielen werden.

Im übrigen konnte der Holländer Domela Nieuwenhuis am Schlusse des Kongresses mit Recht beklagen, daß der Hauptgegenstand der Tagesordnung, das Arbeiterschutzgesetz, nicht genügend zur Geltung gekommen sei — auch ein Beweis für die sozialdemokratische Würdigung desselben als einer bloßen Interimsforderung bis zum Tage der Entscheidung.

Den von dem Holländer gerügten Fehler haben die Leute durch umso blutigere Reden und Ausblicke auf den Befreiungskampf wieder gut zu machen versucht. Fast jeder Redner ließ seinen Bericht in die Versicherung ausklingen, daß die Arbeiter aller Nationen „am Tage der sozialen Revolution, der endlichen Befreiung des gesamten Proletariats, mit ihren internationalen Genossen entweder siegen oder sterben werden.“ In diesem erschreckend klar zu Tage getretnen einmütigen und zügellosen Hindrängen auf den Umsturz alles Bestehenden liegt schließlich die eigentliche Bedeutung des Pariser Kongresses. Die heutige Gesellschaft ist vielfach noch oberflächlich genug, dies zu übersehen; Beweis dafür die Kritik mancher selbst führender Tagesblätter, die den ganzen Kongreß einfach ins Lächerliche gezogen haben. Welche Verblendung! Freilich ist eine endgiltige Verwirklichung der wirtschaftlichen Utopien des Sozialdemokratismus nicht zu befürchten, und auch darin besteht ihre höchste Gefahr noch nicht, daß doch einmal die heiß ersehnte blutige Revolution versucht wird; das Verhängnisvolle liegt vielmehr in dem heute noch immer steigenden Einfluß dieser — wie sich in Paris wieder gezeigt hat — revolutionären und widerchristlichen Weltanschauung des Sozialdemokratismus auf die Massen des niedern Volkes, dessen unausbleibliche Folge Entchristlichung und Entsittlichung dieser Massen sein muß und, wie die tägliche Erfahrung lehrt, bereits ist. Dagegen aber, ich wiederhole, was ich schon früher gesagt, hilft nichts andres, als daß einmal der Staat und die Gesellschaft mit allen Anstrengungen eine neue, gerechtere und sittlichere wirtschaftliche Ordnung heraufführt und daß andrerseits die Kirche dafür sorgt, daß die Kluft nicht nur zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern überhaupt zwischen den höhern und niedern Volksklassen durch eine auf dem Boden christlicher Nächstenliebe erwachsne gegenseitige, persönliche Würdigung und innerliche Annäherung geschlossen und damit die Teilnahmlosigkeit auf der einen, der Haß auf der andern Seite gebrochen wird. So allein kann in der heute gährenden Masse des erziehungsbedürftigen Volkes eine heilsame Scheidung und Reinigung herbeigeführt werden, wobei dann freilich die bisher führenden und agitirenden Elemente der sozialdemokratischen Bewegung, die unverbesserlichen Revolutionäre, als Hefe zurückbleiben werden.

Zum Beschluß noch ein Wort über die Frauenfrage auf dem Pariser Kongreß. Jedermann kennt die teilweise erschütternde Not mancher großstädtischen, namentlich Berliner Arbeiterinnen, deren Ursachen zu untersuchen hier nicht der Ort ist. Jedenfalls ist diese der Anstoß dazu geworden, daß auch die Sozialdemokraten neuerdings der Frauenfrage ihre vollste Aufmerksamkeit und Thätigkeit, natürlich in ihrem Sinne, schenken. Eine Frau Zetkin, Abgeordnete von Berliner Arbeiterinnen, hat

sich auf dem Kongreß eingehend über sie ausgesprochen. Sie hatte recht, wenn sie ihre große Wichtigkeit betonte und erklärte, „daß man selbst im sozialistischen Lager noch in vielen Fällen ganz unklar über die Frage ist.“ Aber sie offenbarte den revolutionären und unsittlichen Charakter des sozialdemokratischen Lösungsversuches, indem sie in etwas wirren Sätzen (nach dem Sächsischen Wochenblatt) etwa sagte:

Die Bewegung der sozialistischen Frauen hat nichts mit der bürgerlichen Frauenrechtlerei zu thun; sie sehen die Frauenfrage nur als einen Teil der großen Arbeiterfrage an.

Der Kleinbetrieb, der in frühern Zeiten maßgebend war, weist die Frau in die Familie.... Dies machte die Entwicklung der Industrie und die Maschine überflüssig, sodaß einerseits das Arbeitsgebiet der Frau in der Familie eingeschränkt wurde; anderseits förderte aber die Maschine die Anwendung der Frauenarbeit. Daher hat sich eine große Umwälzung in der Stellung der Frau vollzogen, insbesondre als mit immer größrer Entwicklung der Industrie immer mehr Männerarbeit überflüssig wurde und damit die Männerlöhne herabsanken. Dadurch wurde die Frauenarbeit [in der Fabrik] für die Familie geradezu zur wirtschaftlichen Notwendigkeit.... So ist die Frau von der Sklavin des Mannes zur Sklavin des Kapitalisten geworden, sie hat nur den Herrn gewechselt.... Eine gesetzliche Beschränkung der Frauenarbeit aus praktischen Gründen hat keinen Sinn, denn durch die Maschinenarbeit würde der Ausfall der Arbeitskräfte bald ersetzt werden. Es kommt nun die prinzipielle Frage: die Frauen wissen genau, daß ihre gesellschaftliche und politische Gleichstellung mit den Männern nur von ihrer ökonomischen Selbständigkeit abhängt. Darum protestiren sie gegen eine Beschränkung der Arbeit der Frauen als solcher... Die Frauen erkennen also keine Frauenfrage im besondern an, sondern nur eine Arbeiterfrage, und sie haben sich deshalb, sofern sie ihre vollständige Emanzipation erstreben wollen, den Kämpfen der sozialistischen Arbeiterpartei anzuschließen.... Nur durch allgemeine soziale Emanzipation aller Arbeitenden ist eine Besserung von deren Lage zu erzielen, nur durch die Gleichheit aller ohne Unterschied des Geschlechtes, wie sie nur die sozialistische Gesellschaft bieten kann.

Sollte, was freilich schwierig, weil es dem Wesen des Weibes durchaus widersprechend ist, wozu aber gleichwohl viele Ansätze vorhanden zu sein scheinen, es den Sozialdemokraten gelingen, auch die Arbeiterinnen und vor allem die Arbeiterfrauen für diese Ideen zu gewinnen, so würde die sozialdemokratische Gefahr mindestens verdoppelt. Darum heißt es auch hier unserseits auf der Wacht zu sein, umsomehr, weil bisher für die Arbeiterinnen fast nichts Durchgreifendes gethan ist. Die Angelegenheit besitzt eine solche Tragweite, daß später eingehend darüber in diesem Blatte verhandelt werden soll.

P G

Der „offne Brief“ des Pfarrers Thümmel an den Erzbischof Krementz

Vom Rhein

Dem auf einer Firmungs- und Visitationsreise durch den bergischen Teil seiner Diözese begriffnen Kölner Erzbischofe ist neben den pomphaften Empfängen, die ihm obligaterweise widerfuhren, von Remscheid aus noch eine unerwartete solenne Begrüßung zu teil geworden.

Wie ein elektrischer Schlag, hier zündend, dort lähmend, kam vor wenigen Tagen die Kunde: Pfarrer Thümmel habe einen offnen Brief an den Erzbischof Krementz ausgehen lassen.*) Drei Tage später waren 10 000 Exemplare davon in Händen von Protestanten und Katholiken, weit über Rheinland hinaus.

Fußend auf den in Wiedertaufssachen unterm 21. Juli 1888 an das rheinische Konsistorium ergangnen Bescheid des Oberkirchenrats:

Zur Zeit scheint, nach den gemachten Erfahrungen, keine andre Abwehr gegen die Praxis der katholischen Kirche übrig zu bleiben, als die Einwirkung auf die öffentliche Meinung —

weist Thümmel den römischen Kirchenobern auf Vorgänge und Zustände in seinem Sprengel hin, die des Visitators Aufmerksamkeit dringend heischen.

Zur Einleitung giebt der „offne Brief“ Bescheid auf die dem Adressaten supponirte Frage: „Wer bist du, daß du dich unterfängst, mir einen Brief zu senden?“ und auf die replizirende des Verfassers: „Wer sind nun Sie, der Empfänger dieses Briefes?“ Er greift zurück auf die gerade vor Jahresfrist geschehne Auflösung der Versammlung in der evangelischen Kirche zu Solingen und auf das Schweigen des angegriffnen Erzbischofs zu der damaligen angeblichen Beleidigung seitens des Verfassers. Der Erzbischof seinerseits wird erinnert an seine Schrift aus dem Jahre 1869: Das Leben Jesu, eine Prophetie, in der u. a.

die Unterwerfung des Papstes Johann XXIII. unter das Konzil zu Kostnitz, welches die Absetzung dieses Papstes gefordert hatte, weil er der Seeräuberei, des Giftmordes und vieler andern todeswürdigen Verbrechen überführt war, ... verglichen wird — mit der Herablassung Christi, der sich von Johannes taufen ließ.

Er wird gemahnt an seine Haltung auf dem vatikanischen Konzil, wo er, „ein Rohr, das der Wind hin und her wehet,“ zu Gunsten der päpstlichen Unfehlbarkeit „von seiner frühern Glaubensüberzeugung abtrat, er und alle die andern, welche die bischöflichen Kleider weiter tragen wollten.“

Es wird ihm vorgehalten, wie er durch seinen jüngsten Wahlaufruf zum politischen Agitator geworden sei, mit allen seinen gehorsamen Priestern nebst allen „Einrichtungen und Gebräuchen“ seiner Kirche in den Dienst einer politischen Partei sich gestellt habe, während eine wahrhaft christliche Kirche mit weltlicher Parteiung nichts zu thun habe.

Es wird ihm unter Augen geführt seine fanatische Haltung in der auch in diesen Blättern besprochnen Wiedertaufssache, sowie daß jene oben angeführte ultima ratio des Oberkirchenrats gerade gegen ihn gerichtet sei.

Auf Grund dieses alles empfängt der Erzbischof der Reihe nach den Rat: sich im bergischen Lande und im Wupperthale weder für einen rechten Christen noch für einen Theologen noch für einen christlichen Bischof auszugeben, da man trotz den „glattesten Toleranzreden“ und der „süßesten Friedensliebe“ nicht vergessen werde —

daß Sie der Mehrzahl Ihrer Mitbürger, daß Sie Ihrem Königshause, unter dessen Schutz auch Sie ruhig wohnen können, das Christentum abgesprochen haben.

Da es sich aber um eine Visitationsreise des Oberhirten handle, so wünscht der Briefschreiber, zu dem eigentlichen Gegenstande seiner Schrift übergehend: der Erzbischof möge diesmal von den Fragen nach dem wertlosen Außenwerke römischer „Einrichtungen und Gebräuche,“ als da sind Fastengebote u. dergl., gänzlich absehen; vielmehr —

halten Sie statt dessen ein strenges Gericht über die Kindesräuber, und fühlen Sie Barmherzigkeit mit einem jammernden Elternpaar; und wenn Sie nicht glauben wollen, daß es Gottes Wort ist, das Sie mahnet: „Schaffet Recht den Armen und den Waisen und helfet den Elenden und Dürftigen zum Recht“ (Ps. 82, 3), dann sollen Sie doch den Glauben fürchten müssen, von dem der Apostel Jakobus (2, 19) spricht: „Du glaubst, daß ein einiger Gott ist: du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch und zittern!“

Und nun erzählt der Verfasser schlicht und warm eine empörende Geschichte: wie der Kaplan Flecken in Elberfeld im Jahre 1882 ein fünfzehnjähriges Mädchen hinter dem Rücken der evangelischen Eltern erst in den Lehren der Papstkirche unterrichtet und dann, entdeckt, mit Hilfe andrer Römlinge habe verschwinden lassen; wie die Eltern, arme Webersleute namens Tacke, in ihrem bittern Schmerze alles angestrengt haben, um ihr Kind, das sie um so mehr lieben, als es halb blöden Geistes sei, wiederzuerlangen; wie — auffällig genug! — trotz sofortiger Anzeige weder Polizei noch Staatsanwaltschaft in Elberfeld etwas ausgerichtet haben, wie selbst der Reichskanzler und der hochselige Kaiser Wilhelm den Verbleib des Mädchens nicht haben ermitteln können — und wie der gebeugte Vater endlich zu ihm, dem Verfasser, seine Zuflucht genommen habe.

Es mögen die Juristen Einwendungen machen, — das natürliche Rechtsgefühl pflichtet Thümmel bei, wenn er der Elberfelder Staatsanwaltschaft von 1882 den § 235 des Strafgesetzbuchs vorhält, welcher lautet:

Wer eine minderjährige Person durch List, Drohungen oder Gewalt ihren Eltern oder ihrem Vormunde entzieht, wird mit Gefängnis ... bestraft —

und wenn er die Frage aufwirft:

War es nicht eine List, daß der Kaplan Flecken heimlich seinen Unterricht an ein Kind, an eine minderjährige Person erteilte? Und

*) Im Verlage von D. B. Wiemann in Barmen. 20 Pfg.

wodurch haben alle die andern Beteiligten sich von dem Verdachte gereinigt, daß sie mit „List, Drohung oder Gewalt jenes Kind seinen Eltern entzogen“ haben? Bloß durch ihre eigne Aussage? Seit wann werden denn Verdächtige bloß auf die eignen Beteuerungen ihrer Unschuld hin außer Verfolgung gesetzt? — Muß es nicht für den unbefangnen Beobachter scheinen, daß die in diesem Stücke handelnd auftretenden Personen nach einem vorher berechneten und säuberlich in einander greifenden Plane arbeiten?

Allein man muß die ausführliche Darstellung Thümmels, die durchweg aktenmäßig ist, selbst lesen, um die ganze Schlechtigkeit dieses römischen Seelenfangs zu erkennen. Und nun bedenke man — woran bei uns am Rheine längst kein Einsichtiger mehr zweifelt —, daß, wenn derlei Verführungskünste und Raublust (Thümmel zitirt treffend Matth. 23, 15), wie sie hier wieder einmal besonders abscheuerregend entgegentreten, noch nicht in auffälliger Weise an Personen höherer Stände sich vergreifen, dies eben nur ein Noch nicht ist, aus Klugheit.

Oder sollte ein unkundiger Zweifler einwerfen: Was hat denn die römische Kirche von einigen wenigen auf solche Weise herübergelockten Seelen? Ihm antwortet Thümmel sehr richtig:

Die parlamentarischen und diplomatischen Siege [der römischen Kirche über den Staat] werden jetzt in das praktische, alltägliche Leben übersetzt. Dazu gehört auch, daß man den Kreisen der Fabrikarbeiter und -Arbeiterinnen vor Augen führe, wie stark und geradezu allgewaltig die römische Kirche sei; der Staatsanwalt und selbst der Reichskanzler können nichts dagegen ausrichten, wenn die römische Kirche will, daß ein fünfzehnjähriges Mädchen katholisch werde und bleibe. Das predigt lauter als zehn Broschüren und verständlicher als hundert Vorträge.

Wie man auch über Thümmel und seine Sache urteilen möge: der „offne Brief,“ dieser mächtige Appell an das Gewissen eines römischen Kirchenfürsten und der römischen Kirche überhaupt, ist, zwiefältig zu würdigen in unsern schwächlichen Tagen, eine mutige That des charakterfesten Mannes. Wer diesen Mut nicht hat, soll den Mann und sein Thun nicht schelten. Dazu ist das Büchlein zwar markig und mit echt Thümmelscher Keilschrift, aber mit Vermeidung aller überflüssigen Schärfe und in durchaus biblisch-evangelischem Geiste geschrieben. Es wird ihm und — worauf es allein ankommt — der evangelischen Sache viele neue Freunde gewinnen und wiedergewinnen. Daß es daneben auch hierzulande trotz allen trüben römischen Erfahrungen etwelche schwachmütige Leute giebt, unlutherische, die wohl selbst mit dem Teufel sänftiglich reden und säuberlich fahren möchten, das kann nicht befremden und noch weniger beirren.

Was die Ultramontanen betrifft, so herrscht äußerlich noch völliges Schweigen. Ists das Schweigen aufrichtiger Beschämung? oder das peinlichen Betretenseins? oder das atemloser Wut? — Jedenfalls die Stille vor dem Sturme. Wohlan, er komme!

G-S

Innre Mission und Soziales

(Jahrbuch der Berliner Stadtmission I) Berlin 1889, Buchhandlung der Stadtmission, 100 Seiten; unentgeltlich.

Das Jahrbuch ist eine kurze Uebersicht über Entstehung und derzeitigen Bestand der Berliner Stadtmission. Es enthält insbesondre viel wertvolles Zahlenmaterial. Wir glauben den Lesern und der Sache am besten zu dienen, indem wir dem Jahrbuch allerlei Thatsächliches entnehmen.

Der Personalbestand ist folgender: Die Oberleitung hat Hofprediger Stöcker. Von den vier Pastoren fungirt einer als Direktor (Superintendent Krückeberg), ein zweiter neben ihm als Inspektor, ein dritter als Leiter der Stadtmissionshilfsvereine, der vierte als Stadtmissionsschriftsteller. Die Zahl der Stadtmissionare beträgt 35. Von diesen sind 24 in den Vorstadtgemeinden verteilt; 8 führen christliche Gesangschöre (Kurrende); die übrigen sind im Stadtmissionshause oder im Büreau beschäftigt. Neben ihnen sind fünf Stadtmissionsschwestern in Arbeit.

Armenrecherchen wurden 1888 vorgenommen 5350, darunter 1226 für die Kaiserin. Ungetaufte Kinder wurden 3698 aufgefunden, ungetraute Ehen 3688. Wiederholt besucht wurden 9000 Familien. In 19 Sälen wird mit 4400 Kindern Sonntagsschule gehalten. In 16 Sälen halten Stadtmissionare regelmäßige Bibelstunden. 21 Vereine stehen unter Leitung von Stadtmissionaren.

Von der Sittenpolizei wurden 925 Namen von gefallnen Mädchen zum Zweck sittlicher Beeinflussung angegeben. Von ihnen wurden 460 nicht angetroffen. Von den übrigen werden nur 146 als „zugänglich“ und 52 als zu einem geordneten Leben zurückkehren wollend aufgeführt.

In der Kurrende singen 120 Knaben in acht Chöre geteilt täglich in gegen 100 Höfen Choräle und geistliche Lieder. Für sittliche und materielle Pflege der betreffenden Knaben ist hinreichend gesorgt.

Im Stadtmissionshause werden neuerdings auch sonntägliche Militärgottesdienste abgehalten. Die an das Stadtmissionsgrundstück hinten angrenzenden drei Häuser der Johanniterstraße sind, man kann wohl sagen, notwendigerweise angekauft, gereinigt und neu vermietet worden. Zu dem Stadtmissionshause kommt seit vorigem Jahre das Stadtmissionshospiz W. Mohrenstraße 27/28 hinzu, welches 70 gut eingerichtete Fremdenzimmer besitzt und in den ersten drei Monaten 1889 etwa 7000 Nachtgäste zählte. Die Ueberschüsse dieses „christlichen Hotels“ kommen der Stadtmission zu gute.

Die Buchhandlung der Stadtmission befaßte sich außer mit Verlag und Sortiment mit der Herausgabe folgender Blätter: Stöckersche Pfennigpredigten wöchentlich 110000; Berliner Sonntagsfreund 44000 Leser; Korrespondenzblatt der Vereine zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit; Deutsche Evangelische Kirchenzeitung.

Die Jahreseinnahme der Stadtmission betrug 170000 Mk.

Es ist eine Fülle von Arbeit, in die das Jahrbuch Einblick gewinnen läßt. Mit besondrer Freude werden nicht wenige Leser diejenigen Stellen desselben begrüßen, wo in bündigster Weise die Absicht der Stadtmission ausgesprochen ist, in engster Fühlung mit der organisirten Kirche arbeiten zu wollen. Weniger erfreulich klingen die Andeutungen, daß in Berlin die Stadtmissionsarbeit mehr an den Frauen als an Männern ihre Unterstützung findet. Sollte es nicht auch Mannessache sein, der schwer leidenden Berliner Kirche auf freiere Weise zu Hilfe zu kommen?

F N

(Andachtsbuch für Seeleute) herausgegeben vom Zentralausschuß für innre Mission; Hamburg 1889; Verlag der Evangelischen Buchhandlung der Niedersächsischen Gesellschaft; geb. 80 Pfg.; 10 Stück 6 Mk.

Die Fürsorge für Seeleute ist eine besonders schwierige; sie wird dadurch nicht erleichtert werden, daß die glaubenslose Sozialdemokratie auf ihrem jüngsten Pariser Kongresse eine energische Propaganda auch unter den Matrosen beschlossen hat. Seit Jahren hat der Zentralausschuß für innre Mission der Seemannsversorgung seine Aufmerksamkeit zugewendet; noch im vergangnen Mai hat er seinen Schriftführer, Prediger Oldenberg, zur Kenntnisnahme von den vorhandnen Einrichtungen der Seemannsmission und zur Feststellung ihrer Bedürfnisse nach England und Schottland geschickt. Seiner Fürsorge ist auch das Andachtsbuch entsprungen. Seit länger als einem Vierteljahre bereits erschienen, hat es an der ganzen deutschen Küste wie unter den Deutschen in den englischen Hafenstädten die beste Aufnahme gefunden. Es enthält in festem Einbande unsre besten alten Gesangbuchslieder, einige bekannte Volkslieder, deren Klang mit der Heimat aufs engste für jeden verwoben bleibt, Luthers Kleinen Katechismus, die schönsten Psalmen, eine ganze Reihe Andachten, Gebete und biblische Betrachtungen, letztre fast zu reichlich mit Schriftworten versehen, Anweisung zur Feier des gemeinsamen Gottesdienstes an Bord, eine besonders eindringliche Warnung vor den vier Lastern des Fluchens, des Meineids, des Trunkes und der Unzucht, endlich — nicht minder wichtig — ein Verzeichnis aller deutschen Seemannsheimstätten, Geistlichen für Seeleute, Hafenmissionare, Konsulate und deutschen Kirchen im Auslande. Wir sind überzeugt, daß das Andachtsbuch allmählich seine sehr guten Dienste unter den Matrosen thun wird, besonders wenn auch auf der deutschen Handelsflotte die alte gute Sitte des sonntäglichen Schiffsgottesdienstes durch den Kapitän wieder eingeführt würde, wozu unsre Kriegsmarine ja das beste Beispiel giebt. Sollte es dem Zentralausschusse nicht gelingen, auch in dieser Angelegenheit fördernd einzugreifen? Die Frage scheint einer Erwägung wohl wert. Schließlich mache ich vor allem noch Eltern, Verwandte und Freunde von Seeleuten auf dies Andachtsbuch als ein notwendiges Geschenk für die Lieben auf See aufmerksam.

P G

(Wie kann für die Wanderbevölkerung in unsern Großstädten gesorgt werden?) von Pastor D. von Boddelschwingh; Bielefeld, Schriftenniederlage Bethel; Preis 30 Pfge.

Ich habe früher einmal in diesem Blatte (dritter Jahrgang, Nr. 8, Spalte 166) den bedauerlichen Meinungsunterschied des Zentralausschusses für innre Mission und des D. von Bodelschwingh in Sachen der Wandrerfürsorge gestreift. In der vorliegenden Broschüre setzt letztrer an der Hand eines gründlichen, aus 66 größern deutschen Städten eingesammelten statistischen Materials seine schwerwiegende Ansicht über die Frage auseinander. Es ist nach ihm nicht nur eine wirtschaftliche Gerechtigkeit, sondern sittliche, christliche Pflicht, den mittellosen, aber arbeitswilligen und arbeitsfähigen Wandrern vorübergehende Arbeit und die Möglichkeit eines anständigen Weiterkommens zu gewähren. Dies wird durch Errichtung einmal von Verpflegungsstätten mit Arbeitsleistung (Verpflegsstätten ohne Arbeitsleistung verwirft Bodelschwingh als nur andre Form des Bettelns durchaus), dann von geordneten Arbeitsnachweisestellen erreicht, was beides plan- und gleichmäßig in sämtlichen größern deutschen Städten einzuführen ist. Beide oder wenigstens die erstern sind notwendig in Verbindung mit den Herbergen zur Heimat einzurichten. Das ist aber der Punkt, in dem Bodelschwingh von der Anschauung des Zentralausschusses abweicht, der seinerseits dies nicht nur nicht für nötig, sondern auch für mit dem Wesen der christlichen Herbergen unvereinbar und diesen nachteilig erklärt.

P G

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

14